

Debra Curtis
DIE GESETZE VON LIEBE UND LOGIK

DEBRA CURTIS

**DIE GESETZE VON LIEBE
UND LOGIK**

Roman

Aus dem Englischen von Susanne Höbel

Ullstein

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
Laws of Love and Logic bei Ballantine Books, einem Imprint
von Penguin Random House LLC, New York

Das Gedicht von Edgar Allan Poe auf S. 220 wurde von Hans
Wollschläger übersetzt, mit freundlicher Genehmigung
der Arno Schmidt Stiftung, Bargfeld

Zitate aus Herman Melville, *Moby Dick* nach der Deutschen
Erstausgabe: Berlin, Knauer, 1928, Hg.: Thomas Mann und
H.G. Scheffauer, Übersetzung: Wilhelm Strüver

Zitat aus Toni Morrison, *Menschenkind*, Rowohlt 1989,
Übersetzung: Tanja Handels, mit freundlicher
Genehmigung des Rowohlt Verlags

www.ullstein.de

ISBN: 978-3-550-20312-1

© 2026 by Debra Curtis
© der deutschsprachigen Ausgabe
2026 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und
Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Satz: Savage Types Media GbR, Berlin
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Der Roman ist meinem Mann Steve Butler sowie unseren Zwillingen Emma und Zoe Butler gewidmet – mit ihrer Liebe geben sie mir viel Kraft. Und Felicity Blunt, meiner bemerkenswerten Agentin, ohne die, verehrte Leserinnen und Leser, wir nicht zusammen an dieser Stelle wären.

PROLOG

2005

Meist geschah es im Herbst, dass der lavendelblaue Himmel und die roten Hartriegelsträucher Lily an den Jungen von damals erinnerten. Inzwischen war sie in ihren Vierzigern. Sie hielt am Straßenrand, um das Zwielicht auf sich wirken zu lassen.

Damals, als sie jung waren, hatte sie geglaubt, sie und der Junge würden heiraten und den Rest ihres Lebens miteinander verbringen. Wie hatte sie wissen können, welche Fallstricke die Liebe bereithielt oder wie das Leben verlaufen würde?

Sie folgte dem Faden der Erinnerungen durch die Jahre zurück und kam zu einem warmen Tag in Escobars Maisfeld. Staub auf Schuhen und Knöcheln. Sie rannte bis zum Ende des weitläufigen Maisfelds, damit er sie nicht so leicht fand. Es war ein Spiel, und sie hatte es sich ausgedacht. »Am Schluss gibt es eine Belohnung, versprochen«, sagte sie zu ihm. Die Maiskolben ragten hoch über ihnen auf. Sie wusste noch, wie sie gewartet hatte, aufgeregt, aber still, und das Rascheln und die sich nähernden Schritte gehört hatte.

Als er sie sah, ging er auf die Knie. Schweiß rann ihm über die rechte Schläfe. Er sah zu ihr auf und zog ihr die Jeans bis zu den Waden hinunter. Seine Hände hinterließen Schmutzspuren an ihren Oberschenkeln. Trockene Blätter raschelten

im Wind hinter und über ihr. Sie blieben im Maisfeld, bis sich im Westen der Himmel orange tönte.

LILY HATTE SICH ANGEWÖHNT, im Haus nur mit einem langen schwarzen Kaschmirpullover bekleidet, ohne Hose und Unterwäsche, umherzugehen. Sie und ihr Mann lebten in Upstate New York, in einem Haus aus dem neunzehnten Jahrhundert, mit Fenstern vom Fußboden bis zur Decke, aber Lily war ganz unbekümmert. Nicht, dass sie exhibitionistisch war, es machte ihr einfach nichts aus, was die Leute dachten. In letzter Zeit befasste sie sich eher mit der Frage der Vergebung und dem Nachmittagslicht. Während ihr Mann sich Notizen zu den Vögeln machte, die er am Morgen beobachtet hatte, ließ Lily ihren Blick über die weißen Wände in ihrem Arbeitszimmer schweifen. Sie verfolgte die Linien und Muster, die das Licht durch die vorhanglosen Fenster an die Wände warf, während die Sonne unterging.

Zu sehen, wie das Licht auf den alten gusseisernen Heizkörper fiel, erinnerte sie an das Doppelspalt-Experiment, von dem sie in ihrer Zeit am College gelesen hatte. Danach bewahrte eine Lichtwelle alle Positionsmöglichkeiten in sich, die ein Wellenpartikel einnehmen konnte. Hier, in ihrem Arbeitszimmer, dachte sie daran, wie fasziniert sie damals von der Idee gewesen war, dass subatomare Partikel über große Entfernungen hinweg Wirkung aufeinander ausüben konnten – denn das gab der Möglichkeit Raum, dass sie und der Junge sich eines Tages finden würden.

Sie wollte nicht, dass ihr Leben ein Reigen des Bedauerns war, wie es für manche Menschen sein musste, die sich mit ihren Enttäuschungen quälten, in den Momenten, bevor sie sich das Leben nahmen. Am selben Tag, als ihr Mann die

Weißkehlammer am Vogelhäuschen nicht identifizieren konnte, ahnte Lily, dass sich in ihrem Leben etwas verändern würde.

TEIL I

PORTSMOUTH, RHODE ISLAND

SEPTEMBER 1976

Frühherbst. Wenn eine Brise wehte, schimmerten die Blätter der Birke golden. Als niemand zur Tür kam, ging Lily am Haus vorbei zur hinteren Veranda. Sie hörte den Vater ihres Freundes, der auf der Gitarre spielte und leise eine traurige Melodie dazu sang – ein vertrautes Stück, aber sie konnte nicht sagen, was es war. Wie sein Vater war auch der Junge musikalisch. Gitarre zu spielen hatte eine beruhigende Wirkung auf Mr. Cooper, besonders nach den Footballmatches seines Sohnes.

Die hintere Veranda war halb fertig, überall lagen Werkzeuge. Farbeimer mit rostigen Deckeln, die seit letztem Frühling nicht benutzt worden waren, standen herum, dazwischen ein Reservereifen, zwei Angelruten und eine Kühltasche. Der Vater des Jungen trank sein siebtes Bier, am Ende des Abends würde er allein einen ganzen Kasten geleert haben. Lily wollte Mr. Cooper nicht stören und wartete, bis er den Blick hob.

»Da ist ja meine allerbeste Freundin«, sagte er mit einem breiten Lächeln und legte den Unterarm auf den Gitarrenkorpus.

»Hören Sie nicht meinetwegen auf«, sagte Lily. »Ich mag es, wenn Sie spielen.«

Mr. Cooper schüttelte lächelnd den Kopf und lehnte seine Gitarre an einen Pfosten.

»Das war ein Match, was?«, sagte er und erhob sich.

Er bot Lily seinen Stuhl an, den einzigen auf der Veranda – ein Gartenstuhl aus Aluminium mit einem senfgelb und orangefarbenen Sitzgeflecht. Sie weigerte sich, Platz zu nehmen, und auch Mr. Cooper blieb stehen.

Das Spiel am Morgen war aufregend gewesen – Portsmouth gegen Barrington, die Erzrivalen. Der Junge, Schüler in der obersten Klasse an der Schule in Portsmouth und Quarterback des Teams, hatte die Verteidigungsstrategie des Gegners auf Anhieb durchschaut und dreimal die Spielmethode des eigenen Teams geändert, während sich Barringtons Verteidigung auf das Spiel des Portsmouth-Teams eingestellt hatte und dessen Angriff zu stoppen versuchte.

Als der Junge in Jeans und einem T-Shirt mit dem Aufdruck *Creedence Clearwater Revival* in der Tür erschien und sich noch die langen braunen Haare abtrocknete, schloss sein Vater ihn spontan in die Arme und klopfte ihm auf den Rücken.

»Vierhundertneunzig Passing Yards! Das ist ein Rekord. In einem Spiel! Ich bin stolz auf dich!« Mr. Cooper lächelte breit über das ganze Gesicht und spuckte vor Aufregung etwas beim Reden.

Der Junge sah Lily an. Ihr schien es nichts auszumachen, dass sein Vater Bier trank und unaufhörlich über Football sprach.

»Alle wissen, dass er der Beste ist, den es je im Staat gegeben hat. Einmal, mit vierzehn, waren sechzig Sekunden Spielzeit übrig, und er hat den Ball fünfundvierzig Meter weit geworfen, und dieser Portugiese hat ihn sich aus der Luft gegriffen.«

»Lil kennt die Geschichte«, sagte der Junge und legte seinem Vater den Arm um die Schultern. Er war so groß wie sein Vater, aber erheblich breiter.

»Ich war da, Mr. Cooper, ich habe es alles mit angesehen. So wie Roger Staubach!«

»Heirate sie!«, sagte der Mann. Dann trank er mehrere große Schlucke von seinem Bier.

Der Junge wusste, dass der kleine Staat Rhode Island in den letzten zweiundfünfzig Jahren drei professionelle Quarterbacks hervorgebracht hatte, und er war entschlossen, der vierte zu sein. Lily und der Junge waren beide zehn, als Joe Namath voraussagte, die Jets würden die Colts im 1969er Superbowl schlagen. Das war Grund genug für den Jungen, sich Joe Namath mit seinem Mut und seiner Kühnheit zum Vorbild zu nehmen. Manchmal stellte er sich im Umkleideraum vor seine Teamkameraden und sagte: »Heute gewinnen wir, das weiß ich ganz sicher.«

Der Junge nahm Lily bei der Hand, ging mit ihr ins Haus und zog das Fliegengitter hinter sich zu. Er holte zwei Dosen Bier aus dem Kühlschrank, und als er und Lily ins Untergeschoss gingen, hörten sie den Vater des Jungen sagen: »Chuck im Eisenwarenladen hat gesagt, die Scouts werden bald hier aufkreuzen und dich in Augenschein nehmen!«

Als der Junge sechs Jahre alt war, verließ seine Mom die Familie und zog mit dem Profi vom Green Valley Golf Course nach Florida. Jedes Jahr zu Weihnachten und zum Geburtstag schickte sie ihrem Sohn eine Karte. Der Junge erfuhr, dass seine Mutter in einer Bar in Boca Raton Klavier spielte. Damals hatte niemand von Boca Raton gehört, aber als der Junge in der zweiten Klasse war, fand er den Ort auf der Landkarte. Den Leuten in der Stadt kam zu Gehör, dass der Golfspieler seine Mutter hin und wieder schlug und dass er an seinem Arbeitsplatz eine Kellnerin geschwängert hatte.

Alle Pokale, die der Junge je gewonnen hatte, stellte er auf die Borde, die sein Vater für ihn zimmerte. Football war sein Hauptsport, aber er spielte auch Basketball und Baseball. Den größten Pokal hatte er im Jahr zuvor im Football gewonnen:

eine Zinnfigur in Wurfhaltung. Hanteln und eine Bank standen auf der einen Seite des Zimmers, auf der anderen Seite ein Bett, ein Fernseher, eine Kommode und ein altes Keyboard. In der Ecke stand die nagelneue Stereoanlage, die sein Vater ihm zu seinem achtzehnten Geburtstag gekauft hatte. Die CDs waren ordentlich zwischen zwei Backsteinen aufgereiht.

Lily stellte ihre Bierdose neben einen Stapel Bibliotheksbücher auf die Kommode, setzte sich die Sonnenbrille des Jungen auf und streckte sich auf dem Bett aus. Der Junge setzte sich ans Keyboard.

»Habe ich dir mal erzählt, dass meine Mom in St. Barnabas Orgel gespielt hat und dass sie da meinen Dad kennengelernt hat?«

Lily drehte den Kopf auf dem Kissen und sah ihn an. Er hatte es ihr schon erzählt, aber sie hatte nichts dagegen, es noch einmal zu hören. »Erzähl«, sagte sie.

»Er hat sich an einem Sonntag zwischen dem Gloria und dem Abendmahl in sie verliebt.«

»Das ist schön.«

»Nachdem meine Mum weggegangen war, konnte er da nicht mehr in die Kirche gehen, deshalb gehen wir jetzt zu St. Anthony. Ich erinnere mich an unser letztes Weihnachten zusammen. Aber natürlich wusste ich nicht, dass es unser letztes sein würde. Bei der Messe hat sie ›Heilige Nacht‹ gespielt. Mein Dad hat geweint, und das hat mich total traurig gemacht.«

Lily schwang die Beine über die Bettkante und setzte sich auf. Bevor sie etwas sagen konnte, wechselte er das Thema und sagte: »Kennst du diesen Song?«

Seine Hände bewegten sich zögernd über die Tasten. Seine gekrümmten Finger sahen aus wie Vögel, die im Sand pickten. Er brach ein paarmal ab, aber dann bekam er die Melodie zu-

sammen und spielte die richtigen Akkorde dazu, und Lily rief aus: »Wie hast du das gelernt?«

Mit leiser, melodischer Stimme sang der Junge: »*The screen door slams; Mary's dress sways / Like a vision she dances across the porch, as the radio plays ...*«

Während er die Akkorde zu »Thunder Road« herauszufinden versuchte, fuhr Lily ihm mit der Hand unters Hemd und liebte seinen Rücken. *Born to Run* war im Jahr zuvor herausgekommen, und Lily und der Junge hatten sich gegenseitig, ohne es zu wissen, die Platte zu Weihnachten geschenkt. Der Junge hörte auf zu spielen und sah Lily an. »Weiter bin ich noch nicht gekommen.«

»Melde dich für heute Abend krank«, sagte Lily.

»Das geht nicht. Das weißt du.«

»Was ist das für eine Party, wenn der Quarterback nicht kommt?«

»Willst du immer noch hingehen?«

Als Lily nicht antwortete, stand der Junge von der Bank auf und ging zum Bett. Er arbeitete Samstag- und Sonntagabend, aber nie am Freitagabend, niemals vor einem Spiel. Er war Abwäscher in Reidy's Diner auf der East Main Road. Spätabends, wenn nur noch er und der Besitzer da waren, füllte dieser ein paar Styroporbehälter mit Kartoffelbrei, grünen Bohnen und Hackbraten. Das Menü vom Samstagabend. Immer packte er auch zwei Portionen Nachspeise dazu, für den Jungen und seinen Vater.

Der Junge setzte sich auf die Bettkante. Lily kam zu ihm und drängte sich zwischen seine Oberschenkel.

»Ich verspreche dir, dass es sich lohnen wird«, sagte Lily.

Sie und der Junge waren seit ihrem ersten Jahr in der Oberstufe zusammen, und obwohl sie bisher noch nicht miteinander geschlafen hatten, tauschten sie Zärtlichkeiten mit Hand und Mund aus, wenn sie im Zimmer des Jungen oder auf der

Wiese hinter der Schule waren. Mit der Fingerspitze strich Lily sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Ich verstehe nicht ganz, warum du ohne mich zu der Party gehen willst«, sagte der Junge.

»Soll ich etwa in meinem letzten Schuljahr jeden Samstag zu Hause sitzen, weil du arbeiten musst?«

Der Junge wandte den Kopf zur Seite.

»Tut mir leid«, sagte sie.

Und es tat ihr wirklich leid. Sie wusste, dass der Junge seinem Vater bei den Haushaltskosten unterstützte: Strom, Nahrungsmittel und manchmal, wenn der Winter besonders hart war, Heizöl. Mit dreizehn hatte der Junge angefangen, Zeitungen auszutragen. Die Fabrik in Fall River, wo sein Vater fünfzehn Jahre lang gearbeitet hatte und bis zu seiner Rente hatte arbeiten wollen, war geschlossen worden. Jetzt verdingte er sich an einem der Sporthäfen auf der Insel. Wie andere Kinder aus der Arbeiterschicht war der Junge in einer Zeit großer wirtschaftlicher Unsicherheit aufgewachsen.

»Ich gehe mit Jane«, sagte Lily.

»Wirklich? Und um zehn hältst du ihr entweder die Haare aus dem Gesicht, weil sie kotzen muss, oder sie ist oben in einem der Zimmer mit Jimmy Sullivan oder einem anderen Jungen, den sie kaum kennt.«

»Wie sprichst du von meiner Schwester? Und was kümmert es dich, mit wem sie im Zimmer ist?«

Der Junge wusste, dass Lily ohne ihn auf die Party gehen würde. Er konnte seine Eifersucht nicht verhehlen, deswegen beschloss er, ihr nicht zu sagen, was er seit dem Nachmittag wusste – und was er auch seinem Vater nicht erzählt hatte: Bei dem Spiel waren Scouts gewesen. Morgen würde er es ihr erzählen. Nach der Party.

PORTSMOUTH, RHODE ISLAND

1967-1972

Nachdem Lilys Eltern geheiratet hatten, zogen sie nach Portsmouth, wo Martin Webb eine Stelle als Lehrer antrat. Die Priory, wie sie damals hieß, war ein von Benediktinermönchen gegründetes Kloster mit einem Jungeninternat. Es war auf altem Ackerland errichtet worden, und die Anlage, die um das Haupthaus herum entstanden war, umfasste Gebäude mit Schlafsälen und andere mit Klassenräumen, außerdem gab es Sportplätze, eine Kapelle und das Kloster. Die sanften grünen Hügel fielen zur Narragansett Bay ab, deren zweihundert Jahre alte Kaimauern aus grauem Schiefer gebaut waren. Hohe Birken, Fächerahorn, alte Eichen und riesige Kiefern wuchsen auf gepflegtem Rasen, und zwischen Juli und dem ersten Frost blühte Goldrute entlang der Rabatten. Im Herbst lagen Heuballen auf den gemähten Feldern. Einzelne Mönche in langen schwarzen Roben teilten sich die Pfade mit Schülern, auf deren Uniformjacken das Emblem der Schule über der Brusttasche prangte.

Die Webbs wohnten in einem Haus auf dem Klosterge-
lände. Lilys Vater unterrichtete Naturwissenschaften und bot
Segelstunden an. Ein paar Jungen aus der Stadt gingen als
Tagesschüler auf die Internatsschule, aber sonst war die Priory
eine Welt für sich, versteckt in der Nähe der Bucht und von

Wäldern umgeben. Die Einwohner von Portsmouth begegneten nur selten, falls überhaupt einmal, einem der Mönche oder den Internatsschülern, die in der Mehrheit aus der gehobenen Mittelschicht stammten. Und obwohl die öffentliche höhere Schule keine zwei Meilen von dem Internat entfernt lag, traten die Sportteams nie gegeneinander an, da sie in unterschiedlichen Ligen spielten.

Wie viele andere Katholiken, die Dostojewski gelesen hatten, war Mr. Webb von der Figur des Vater Sossima fasziniert, dem Mystiker und Mönch in *Die Brüder Karamasow*. So groß war seine Faszination, dass er hoffte, in der Priory einen ähnlichen Menschen kennenzulernen, weshalb er sich bei den Benediktinern auf die Suche nach seinem eigenen Vater Sossima machte. Man könnte sagen, Mr. Webb erlag dem Wahn einer fiktiven Figur.

Mrs. Webb war Feministin und Katholikin nach dem 2. Vatikanischen Konzil, was sie in gewisser Weise selbstgerecht machte. Ihre Töchter hatten diesen Wesenszug geerbt, allerdings in unterschiedlicher Ausprägung, und er würde sich in ihrem Leben einmal stärker und einmal schwächer zeigen. War Mrs. Webb in eher weltlicher Stimmung, suchte sie in den alltäglichsten Situationen nach Anzeichen von Bürgergeist: an der Supermarktkasse, an unregulierten Kreuzungen, bei Eingängen mit schwer zu öffnenden Türen. In spiritueller Stimmung suchte sie an denselben Orten nach Mitgefühl – immer da, wo Fremde auf Fremde trafen. Sie würde die Menschheit nie verloren geben. Sie war der Überzeugung, dass die Menschen im Grunde gut waren, und wenn sie sich nicht so verhielten, dann würde sie selbst sich einbringen und den notwendigen Rat erteilen.

Trotz ihrer eigenen streng katholischen Erziehung war es Mrs. Webb ein Anliegen, ihre Töchter zu aufgeschlossenen und toleranten Menschen zu erziehen, so wie sie selbst sich

sah – besonders, ihrer eigenen Einschätzung nach, im Vergleich zu ihren Nachbarn in Aquidneck Island, die sie für verbohrt hielt. Einmal, bei einem Abendessen, wies die Ehefrau eines Kollegen auf den Widerspruch hin, den sie zwischen Mrs. Webbs feministischen Ideen und der katholischen Lehre zu entdecken glaubte, worauf Mrs. Webb – trotz der Hand ihres Mannes auf ihrem Knie, mit der er sie um Zurückhaltung bat – erwiderte: »Das Leben ist voller Widersprüche. Lesen Sie einfach mal die Bibel.«

Immer wenn die älteren Mönche Mrs. Webb nahen sahen, sagten sie mit einem nachsichtigen Lächeln: »Wenn man vom Teufel spricht.« Als Mrs. Webb das zum ersten Mal hörte, warf sie den Kopf in den Nacken und lachte laut.

Mrs. Webb war die erste Frau, die zum Lesekreis des Kollegiums eingeladen wurde, der in der Priory tagte. Andere Mitglieder waren Lehrer und ein paar Mönche. Es war 1970. Die Mädchen gingen noch zur Grundschule, als ihre Mutter an einem Sonntagabend von einem Treffen der Gruppe nach Hause kam, wo die Erzählung »Familienglück« von Leo Tolstoi besprochen worden war.

»Es war, als hätten die anderen ein ganz anderes Buch gelesen«, sagte sie. »Was sie über Tolstoi sagten, klang gerade so, als hätten sie alle in russischer Literatur promoviert. Sie müssen mich für eine Idiotin halten. Am Schluss habe ich den Mönch, der die Gruppe heute leitete, gefragt: ›Wie viele Stunden am Tag lesen Sie?‹ Und rate mal, was er gesagt hat.«

Lily und Jane saßen im Wohnzimmer vor dem Fernseher, aber sie hörten jedes Wort, das ihre Mom sagte. Als Mr. Webb sagte: »Ich habe keine Ahnung«, gab seine Frau die Antwort: »Acht! Acht Stunden am Tag. Ich würde alles dafür geben, könnte ich acht Stunden am Tag lesen.«

Mr. Webb wusste, dass seine Frau noch nicht ausgedet hatte.

»Erinnerst du dich an die Geschichte? Mascha will in die Gesellschaft aufgenommen werden, aber ihr Mann, der älter ist als sie, lehnt das ab. Eines Abends wird Mascha von einem Italiener geküsst. Nachdem wir das eine Weile diskutiert hatten, wandte sich der Gruppenleiter mir zu und sagte: ›Wir wollen mal die Dame im Raum fragen: Kennen Sie solche Frauen?‹ Ich hätte beinahe laut gelacht. Er meinte es ernst.«

»Natürlich meinte er es ernst. Manche von diesen Männern haben so gut wie keinen Umgang mit Frauen.«

Mrs. Webb sah ihren Mann freundlich zustimmend an.

Mrs. Webb war eine von den Müttern, die ihren Töchtern gern wichtige Lebenslektionen erteilte und sie dann ganz überraschend abfragte – zum Beispiel, wenn sie einmal im Monat einen großen Berg Socken sortierten.

»Hört zu, ihr zwei«, verkündete sie dann und warf die Socken aufs Bett. Ihre lerneifrigen Töchter schienen immer das Stichwort zu erkennen und sagten, was von ihnen erwartet wurde.

»Ja, wissen wir. Nicht alle Menschen glauben, dass Jesus Christus der Sohn Gottes ist.«

»Und?«, fragte ihre Mutter.

»Wir sind solidarisch mit den Armen«, sagte Jane.

»Und warum sind wir das?«, fragte ihre Mom weiter.

Jane sah ihre ältere Schwester an.

»Weil die Bedürfnisse der Armen wichtiger sind als alles andere«, sagte Lily.

»Gut. Jetzt gib mir diese Socke da.«

Wie die Webbs ihre Töchter mit katholischem Gedankengut und den Naturwissenschaften bekannt machten, hatte eine gewisse Eleganz. Die Eltern verband ein großer Respekt für wissenschaftlichen Fortschritt in Bereichen wie Mathematik,

Astronomie und Physik, während sie gleichzeitig von einer tiefen Ehrfurcht vor den Geheimnissen des Lebens erfüllt waren. Als Lily und Jane sechs und vier Jahre alt waren, erklärte Mrs. Webb ihnen: »Lasst euch von niemandem erzählen, die Erde sei viertausend Jahre alt. In der Welt da draußen gelten Katholiken als abergläubisch. Wir zünden Kerzen an, sprechen den Rosenkranz und beten zu den Toten. Aber die Menschen begreifen nicht, dass für uns beides von Bedeutung ist, sowohl der Glaube als auch die Vernunft. Glaube und Vernunft passen zusammen wie Tee und Milch.«

Mr. Webb bestand darauf, dass seine Töchter eine kleine katholische Grundschule besuchten, deren Grundstück an das Gelände der Priory grenzte. Danach, so der Plan, würden sie zu der höheren Schule im Ort wechseln. Im Alter von zehn und acht Jahren waren Lily und Jane alt genug, um die Straße zu überqueren und entlang der Auffahrt zu St. Philomena zu gehen, der von den Treuen Gefährtinnen Jesu geführten höheren Schule. Fast jeden Morgen wartete Lily vor dem Haus auf ihre Schwester. Beide Mädchen trugen graue Blusen und blau-grau karierte Röcke, die züchtig unter dem Knie endeten, sodass fünf Zentimeter zwischen dem Saum und den dunkelroten Kniestrümpfen blieben. Wenn sie morgens zur Messe gingen, deren Besuch Pflicht war, befestigte Lily ihre Mütze ordentlich mit Klammern an ihrem Haar – dann wartete sie. Jane war immer spät dran.

»Ich zähle bis sechzig, dann musst du hier sein«, sagte Lily mindestens dreimal.

An einem Morgen kam Jane mit einer Scheibe Toast in der einen Hand und ihrer Schultasche in der anderen heraus, sie drückte das Fliegengitter mit dem Fuß auf und hielt es mit dem Po offen. Lily sah nach rechts und links, bevor sie die Straße überquerte, ihre Schwester kam hinter ihr her. Erst als sie wenige Meter vom Schuleingang entfernt waren, musterte

Lily ihre Schwester mit prüfenden Blicken: Das graue Hemd war ihr aus dem Rockbund gerutscht, ihr Haar war ungekämmt, und in den Mundwinkeln hingen ihr Krümel.

»Wo ist deine Gottesdiensthaube?«, fragte Lily.

Jane griff sich mit der Hand auf den Kopf. Dann drehte sie sich um, falls ihr die Haube heruntergefallen war. Der Blick zurück war reine Schau. Nur selten hatte sie die Haube dabei. Jane sah ihre Schwester an, verzog das Gesicht und zuckte mit den Achseln.

»Was machen wir jetzt?«

»Ich weiß schon«, sagte Jane und griff in ihre Manteltasche, aus der sie ein sauberes Kleenex hervorzog, das sie sich auf den Kopf legte. Dann fragte sie ihre Schwester: »Hast du ein paar Haarklammern?«

Und so kam es, dass Jane mindestens einmal im Monat bei der Pflichtmesse mit einem Papiertaschentuch auf dem Kopf in der Bank saß, während die anderen Mädchen hübsche Spitzenhauben trugen. Schon früh stand fest: Wenn nur eine der Schwestern an ihren katholischen Wurzeln festhalten würde, dann wäre es mit Sicherheit Lily.

Der Vater der Mädchen ging täglich in der Kapelle auf dem Campus zur Messe. Lily wusste nicht recht, ob das zählte, denn meistens dauerte die Messe dort nur sechsundzwanzig Minuten, je nachdem, wer die Predigt hielt. Sonntags saßen die Mädchen mit ihren Eltern in der Kapelle der Priory. Wer sie bemerkte, wie das knappe Dutzend Mönche, mochte die Mädchen für sehr andächtig halten, so wie sie mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen still auf ihren Plätzen saßen. Aber in ihren Köpfen waren sie woanders: Lily versuchte sich Fakten über verschiedene Heilige einzuprägen, während Jane das Multiplizieren mit vierstelligen Zahlen übte.

Abgesehen von der Weihnachtsmesse mochte Lily als Kind besonders die traditionelle Osterwache, die bei vollständiger

Dunkelheit begann. Die Kirchgänger stellten sich vor der Kirche an, wo sie am Eingang eine weiße Kerze ausgehändigt bekamen und wo ein Feuer angezündet und gesegnet worden war. Selbst als sie noch klein waren, durften die Mädchen ihre Kerzen an dem Feuer anzünden und dann in die Kirche gehen, in der es stockfinster war. Die Familie Webb betrat gern als erste die Kirche durch die schweren kupferbeschlagenen Pforten, denn so erlebten die Mädchen, wie der Raum mit jeder Kerze heller wurde. Während sich allmählich das Licht in der Kapelle ausbreitete, betrachtete Mrs. Webb ihre Töchter und erfreute sich an dem Staunen in ihren Gesichtern. Die Osterwache war die heiligste Messe überhaupt.

Einmal war es nach einer solchen Osterwache, als Bruder Mark, ein junger Mönch, der sich mit den Webbs angefreundet hatte, im Speisesaal Lily eine Geschichte über einen Heiligen erzählte, die zu ihrer Lieblingsgeschichte werden sollte. Lily war vom ersten Wort an gebannt. Jane hingegen blieb eher skeptisch.

»Vor langer Zeit«, begann der Mönch, »lebte ein Hirtenjunge.«

»Vor wie langer Zeit?«, unterbrach Jane ihn.

»Es war im Jahr 1445.«

Ohne zu zögern, sagte Jane: »Also vor fünfhundertundvierundzwanzig Jahren.«

Bruder Mark zögerte einen Moment und rechnete nach. »Richtig. Also – 1445 war ein Hirtenjunge draußen bei den Schafen, als er ein Kind auf den Feldern weinen hörte. Er fand einen kleinen Jungen, der ganz allein war. Als er sich zu ihm hinabbeugte, verschwand das Kind. Einige Tage später passierte dasselbe. Diesmal war das Kind still, wurde aber von zwei Lichtern umschwebt. Im folgenden Sommer sah der Hirtenjunge das Kind wieder. Diesmal war auf seinem Kittel ein rotes Kreuz zu sehen, und das Kind stand inmitten anderer

Kinder. Diese anderen Kinder wurden als die Nothelfer bekannt.«

»Nothelfer«, sagte Lily. »Das finde ich schön. Es waren sozusagen kleine Heilige?«

»Ja, genau«, sagte Bruder Mark.

»Was passierte dann?«, fragte Jane.

»Der Hirte und andere Dorfbewohner sahen darin ein Zeichen von Heilung und bauten eine Basilika«, sagte der Mönch.

Bevor Lily Gelegenheit hatte, nach genaueren Einzelheiten zu fragen, kam einer der Lehrer zu ihrem Tisch. Als das Gespräch mit dem Lehrer länger dauerte, als es Lily recht war, stand sie von ihrem Platz auf und ging zu dem Tisch mit den Nachspeisen. Sie faltete ihre Serviette auf, legte vier Schokoladenkekse in die Mitte und machte aus der Serviette ein kleines Päckchen. Als sie zu ihrem Tisch zurückkam, saß Bruder Mark allein. Lily platzierte die sorgfältig eingepackten Kekse mit einem Zwinkern vor ihn. Der Mönch lächelte ihr verschmitzt zu.

Dass die Schwestern schon früh mit den neuesten naturwissenschaftlichen Erkenntnissen in Berührung kamen, hatte mit manchen Mönchen in der Priory zu tun. An einem kalten Abend – die Mädchen waren noch in der Grundschule – packte Mrs. Webb die Kinder in warme Wintermäntel und zog ihnen Fausthandschuhe und Wollmützen an, die man unter dem Kinn zubinden konnte. Draußen fassten sich die drei an den Händen und gingen über den Campus zum Klostergarten, der vom Rest der Anlage durch eine Mauer abgetrennt war. Auf der Klosterwiese hatte Pater Thomas ein Teleskop aufgestellt und es zum westlichen Himmel über Narragansett Bay ausgerichtet. Üblicherweise waren weibliche Wesen weder im Kloster noch in den Gärten zugelassen, aber an dem Abend machte Pater Thomas eine Ausnahme.

In den 1930er-Jahren war er Schüler in der Priory gewesen,

und nachdem er in Los Alamos mit Oppenheimer und anderen Wissenschaftlern in einer Forschungsgruppe gearbeitet hatte, war er zur Priory zurückgekehrt.

Nach dem Abwurf der Atombomben über Hiroshima und Nagasaki war er dem Orden der Benediktiner beigetreten. In all den Jahren, in denen Lily und Jane ihn kannten, sahen sie ihn immer nur mit schwarzer Kutte. Er trug das Haar kurz geschoren, und seine Brille stammte noch aus den Fünfzigerjahren.

Das Teleskop war sehr leistungsstark und durchdrang den Nachthimmel.

»Warte mal«, sagte Lily, als sie durch den Sucher blickte, »Sterne sterben?«

Pater Thomas nickte.

Lily trat vom Teleskop zurück. »Das ist das Traurigste, was ich je gehört habe.«

»Sie sterben nicht wirklich«, sagte Jane und legte Lily ihre Hand im Fausthandschuh auf die Schulter. »Sterne sind ewig.«

»Irgendwo habe ich gelesen, dass der Himmel von den vergangenen Leben der Sterne bevölkert ist. Dass das, was wir am Nachthimmel sehen, vor Millionen von Jahren existiert hat«, erklärte Mrs. Webb.

»Wie kommt es, dass Sterne sich bewegen?«, fragte Pater Thomas die Mädchen.

»Gott macht das«, sagte Lily.

»Da finden wir aber eine bessere Antwort«, entgegnete er.

Er gab sich Mühe, das wenige, was über das Phänomen »Dunkle Materie« bekannt war, zu erklären, und erzählte den Mädchen und ihrer Mutter, dass eine »Lady Wissenschaftler« im Jahr zuvor in einer wichtigen Zeitschrift einen Artikel veröffentlicht hatte, der von unsichtbarer Materie handelte. Dunkle Materie – eine Idee, die schon vor Jahrzehnten in Umlauf gewesen war und jetzt wieder ins Gespräch kam.

»Meinen Sie schwarze Löcher?«, fragte Mrs. Webb.

»Nein. Dunkle Materie«, gab der Mönch zurück.

Die zehnjährige Jane fragte: »Wie wird Dunkle Materie gemessen?«

»Gemessen?«, fragte Pater Thomas.

»Ja, gemessen. Wenn wir die Größe wissen, erfahren wir vielleicht etwas darüber, was sie mit den Sternen und Planeten macht«, sagte sie und wischte sich die Tropfen an der Nase mit ihrem Handschuh ab.

»Wir können sie nicht messen. Wir können sie auch nicht sehen. Dunkle Materie hat kein Licht.«

»Das denken Sie«, sagte Jane, dann kicherte sie und sprach weiter: »Vielleicht ist es ein anderes Licht. Ein dunkles Licht.«

Die anderen hielten Jane wahrscheinlich für schwärmerisch oder fantasiebegabt, aber Pater Thomas rückte sich die Brille zurecht, blickte auf das Mädchen hinunter und fragte sich, ob sie sich der Tragweite dessen, was sie eben gesagt hatte, bewusst war. Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis Astrophysiker Dunkle Materie als dunkles Licht und seine große Bedeutung in der Kosmologie verstehen würden.

Dann beschloss Jane, ohne dass ihre Mutter etwas gesagt hätte, dass es Zeit war zu gehen. Sie drehte sich um und ging auf dem Pfad zum Tor. Der kleine Strahl ihrer Taschenlampe hüpfte eine paar Schritte über dem Boden, dann wurde es schwarz.

In der Dunkelheit hörten die anderen ihre Stimme: »Vorwärts ins Dunkel der Nacht.«

Während der Wintermonate, als Schnee den Boden bedeckte, sammelte Mrs. Webb trockenes Brot und Gemüsereste – verschrumpelte Mohrrüben, welke Salatblätter – und verfütterte sie an die Vögel und das Wild. Mr. Webb hieß das nicht gut, er sagte, Tiere zu füttern würde ihr natürliches Verhalten stö-

ren. Dann nickte Mrs. Webb ernsthaft, als wäre sie derselben Meinung wie ihr Mann, aber an den Winterabenden, wenn er zum Nachtdienst im Internat blieb, luden sie und ihre Töchter altes Brot und welches Gemüse auf ein Tablett. Die Mädchen wechselten sich mit dem Tragen des Tablett ab und gingen zu dem Weg über die Felder bei der Eisenbahnlinie, wo sie Salat und Möhren und Brotstücke auf den Boden warfen. Wenn kein Mond schien und es sehr dunkel war, hörten sie in der Ferne Kojoten heulen. Und obwohl Mrs. Webb wusste, dass Menschen äußerst selten von einem Rudel Kojoten angegriffen wurden, schärfte sie den Mädchen ein, in einem solchen Fall so schnell wie möglich nach Hause zu rennen. Lily und Jane fanden das aufregend.

AN EINEM TAG IM Frühling stand Lily im Garten und dachte über Franz von Assisi nach, einen sanftmütigen Heiligen, der vor den Vögeln Predigten gehalten hatte. Sie blickte in die Kronen der Bäume und hoffte, einen Vogel zu entdecken. Jane sah ihr vom Küchenfenster aus zu.

Als Mrs. Webb in die Küche kam, fragte Jane sie: »Was sie da wohl macht?«

Ihre Mutter sah aus dem Fenster zu Lily hinüber, die mit Gesten zu den Büschen zu reden schien. »Vielleicht predigt sie zu den Tieren.«

»Vielleicht hat sie auch endgültig den Verstand verloren«, sagte Jane.

Mutter und Tochter sahen schweigend zu, wie Lily jetzt eine Haltung einnahm, die sie zweifellos bei der Messe beobachtet hatte – die Hände ausgestreckt, Handflächen nach oben. Dann hockte sie sich hin und schaute mit geneigtem Kopf unter einen Busch.

»Viele Mystiker haben mit Tieren geredet«, erklärte Mrs. Webb.

»Hatten die auch den Verstand verloren?«, fragte Jane.

Mrs. Webb sah ihre jüngere Tochter an und sagte: »Und viele Mystikerinnen waren in ihrer Zeit radikal. Sprich nicht so abschätzig von etwas, das du nicht verstehst.« Zugleich legte sie ihre Hand auf Janes Schulter.

»Ich will es einmal so sagen«, fuhr Mrs. Webb mit sanfterer Stimme fort. »Ganz gleich, was die Kirchenväter uns glauben machen wollen, eine Frau, die predigt, hat etwas sehr Machtvolles.«

»Ich mag es, wenn Menschen zu Tieren sprechen«, sagte Jane. »Aber wenn Leute behaupten, die Tiere antworten ihnen ... das ist dann etwas anderes.« Jane hob den Zeigefinger an die Schläfe und machte eine Kreisbewegung. Ihre Mutter schmunzelte.

Als Lily zwölf Jahre alt war, begann sie sich für Katharina von Siena zu interessieren, die Mystikerin aus dem vierzehnten Jahrhundert, die mit sieben Jahren von zu Hause wegelaufen war und in einer Höhle gelebt hatte. Lily plante, selbst eine mystische Erfahrung zu machen, aber vorher würde sie sich saubere Unterwäsche anziehen. Falls es die Möglichkeit gab, dass sie Gott begegnen würde, dann wollte sie bereit sein.

Lily kannte nur eine Höhle auf der Insel, und das war ein alter Minenschacht, aber es war kalt, die Höhle war zu weit entfernt, es wäre ein langer Weg, und sie hatte jetzt schon Hunger, deshalb beschloss sie, in der Nähe ihres Hauses in den Wald zu gehen.

Wieder stand Jane am Fenster und sah ihre Schwester auf das Haus zukommen. Sie hörte das Öffnen und Zuschlagen der Haustür, wie Lily nach oben ging und wieder runter rannte und das Haus verließ. Als Lily den Waldrand erreichte, verließ

Jane leise das Haus und folgte ihrer Schwester. Sie hielt einen beträchtlichen Abstand und versuchte, nicht auf Zweige zu treten, dann sah sie, wie Lily zu einer Lichtung kam. Zu einer Wiese.

Aus der Ferne und hinter Bäumen versteckt beobachtete Jane, wie Lily die Wiese einmal umrundete und sich auf einen Stamm setzte. Dann bekreuzigte sie sich und fing an zu beten. Lily machte dasselbe an zwei weiteren Tagen, und beide Male spionierte Jane ihr hinterher. Es fiel Jane nicht schwer zu verstehen, was ihre Schwester da tat. Am dritten Tag, als Lily noch ihre Hausaufgaben machte, rannte Jane allein zu der Wiese und legte eine blaue Feder, die sie gefunden hatte, so auf den Stamm, dass Lily sie nicht übersehen konnte. Später am selben Tag fand Lily die Feder und war von dem Moment an überzeugt, dass sie auf dem besten Wege dazu war, eine Heilige zu werden. Jane erzählte niemandem etwas.

Eines Abends, als Jane in der fünften Klasse war, verkündete sie beim Abendessen, dass Schwester Mary – die Direktorin von St. Philomena, die Jane »die Züchtigungsmaschine« nannte – ihre Eltern zu sich ins Büro bestellte.

»Worum geht es denn?«, fragte Mr. Webb. Er drehte sich zu Jane um und tupfte sich den Mund mit der Serviette ab.

Lily begann zu sprechen, weil sie ihre Schwester verteidigen wollte, aber ihr Vater schnitt ihr das Wort ab.

»Sie kann es uns selbst erzählen. Und ich möchte, dass du die Wahrheit sagst, nicht so wie das mit der Beichte letzte Woche«, sagte Mr. Webb und fuchtelte mit der Gabel herum.

Jane war zur Pflichtbeichte gegangen. Als sie die Hälfte der langen Reihe ihrer Sünden gebeichtet hatte, sagte der Priester, er vermute, Jane würde ihre Übertretungen erfinden. Jane hatte ihr Motiv so erklärt: »Ich war eine der Letzten in der Schlange und dachte, dass er müde sein müsse, und ich wollte

einfach sehen, ob er noch wach war. Ich kann ja nichts dafür, dass mein Nachname mit W anfängt.«

Jetzt, beim Abendessen, erzählte Jane ihren Eltern, dass sie vor zwei Tagen ein Exemplar der Zeitschrift ihres Vaters, *Science*, von 1967 mit in die Schule genommen hatte. Darin war ein Artikel über die menschliche Evolution. Als der Lehrer einen Moment das Klassenzimmer verließ, erklärte Jane den fünfundzwanzig Schülern in ihrer Klasse der katholischen Grundschule, dass die Geschichte von Adam und Eva eine Erfindung sei und dass der Mensch vom Affen abstamme. Daraufhin hatte Lenny Boninellis Vater bei der Schule angerufen und sich darüber beschwert, weil Lenny beim Abendessen erklärt hatte, der Mensch stamme von Schimpansen ab.

»Doch nicht Schimpansen!«, sagte Mrs. Webb, sie verzog das Gesicht und legte ihr Besteck ab. »Hat er nicht richtig zugehört? Vom Menschenaffen. Wir haben einen gemeinsamen Vorfahren.«

Am nächsten Tag saßen Lily und Jane auf roten Polstersesseln, die eine Spende der Diözese in Providence waren, vor dem Büro der Direktorin, während ihre Eltern drinnen mit Schwester Mary sprachen, die das Gespräch mit der Bemerkung eröffnete, inzwischen hätten auch andere Eltern angerufen und sich beschwert.

Mrs. Webb sagte zu Schwester Mary, die mehrere Jahre älter war als sie selbst: »Ich verstehe natürlich, dass nicht alle Katholiken denselben Bildungsstand haben.«

»Carol, bitte«, sagte Mr. Webb, der die Sorge hatte, seine Frau würde die Direktorin beleidigen.

»Ich wollte Schwester Mary daran erinnern, dass Katholiken in der Geschichte immer auch die Naturwissenschaften unterstützt haben.«

»Mit allem Respekt, wir brauchen keinen Geschichtsunter-

richt, der uns über die Position der katholischen Kirche zu naturwissenschaftlichen Fortschritten belehrt.«

»Da bin ich anderer Meinung, Schwester.«

Ganz unerschrocken begann Mrs. Webb, eine lange Reihe von berühmten katholischen Wissenschaftlern aufzuzählen: »Jean-Baptiste de Lamarck war Katholik. Seine Forschung über die Evolution geht der Darwins voraus. Und natürlich war Lemaître ein brillanter Physiker, der eine Theorie über den Urknall entwickelte. Ich möchte gern zum Ausdruck bringen, dass die Evolution für Katholiken eine Tatsache ist und keine Hypothese.«

Lily und Jane kam es vor, als wären Stunden vergangen, bis ihre Eltern aus Schwester Marys Büro traten. Mit dem Rücken zur Direktorin zwinkerte Mrs. Webb Jane zu.

Wenige Tage später saßen Lily und ihre Mutter auf dem Sofa und blätterten in einem Archäologie-Buch, das die Webbs von der Klosterbibliothek ausgeliehen hatten. Sie sahen sich Bilder von uralten Fresken in den Katakomben von San Gennaro in Neapel an, die Frauen bei der Predigt zeigten. Sie hatten die Hände in der Orantenhaltung ausgestreckt, die Handflächen geöffnet. Das Nachmittagslicht schien in einem kräftigen Strahl auf den Holzfußboden und erfasste Mutter und Tochter, die nebeneinandersaßen.

»Siehst du Batilias Gewand?«, sagte Mrs. Webb und zeigte auf das Bild. »Die Bücher rechts und links von ihr sind die vier Evangelien. Dieses Fresko ist fünfhundert Jahre nach Jesu Tod gemalt worden. Was, meinst du, bedeutet es?«

Lily betrachtete das Bild, dann sah sie ihre Mutter an. Mit großen Augen sagte sie: »Frauen waren Priesterinnen. Sie haben die Messe gefeiert.«

Mrs. Webb nickte. »Das denke ich auch. Zumindest sieht es ganz so aus.«

»Und wer hat gesagt, dass Frauen nicht Priesterinnen sein können?«, fragte Lily.

Bevor ihre Mutter antworten konnte, stürzte Jane ins Zimmer. »Könnte Lenny Boninelli sein«, sagte sie mit lauter Stimme.

»Oder sein Vater«, sagte Lily. Die Mädchen lachten.

»Genau so. Und diese Gesellschaftsordnung, meine lieben Töchter, nannte Virginia Woolf das Patriarchat. Durch die lange Geschichte hindurch vertraten Kirchenführer die Ansicht, dass Frauen nicht Priesterinnen sein konnten.«

»Wie lange?«, fragte Lily.

»Sehr lange. Seit ungefähr hundert Jahren nach Jesu Tod.«

»Aber anscheinend waren nicht alle dieser Meinung. Ich meine, wenn man immer wieder sagen musste, dass es verkehrt war, muss es Frauen gegeben haben, die gepredigt haben«, sagte Lily.

»Da hast du unbedingt recht.«

Mrs. Webb war stolz, dass sie ihre Töchter zu kritischen Denkerinnen erzogen hatte, und lächelte zufrieden. Jane setzte sich dicht neben ihre Mutter, um die Bilder im Buch besser sehen zu können.

»Solche Fresken machen manche Katholiken wie die Kirchenleiter in Rom ziemlich nervös, weil sie die Normen der Kirche infrage stellen«, sagte Mrs. Webb.

Sie saßen einen Moment still da und betrachteten die Bilder, dann fragte Jane: »Darf ich das Buch am Montag mit in die Schule nehmen?«

Mrs. Webb warf einen Blick auf Lily. »Was meinst du? Werden wir dann wieder alle zu Schwester Mary ins Büro zitiert?«

Lily und Jane brachen in Kichern aus, und Mrs. Webb legte ihre Arme um die Mädchen, sie zog sie zu sich heran, küsste sie auf die Köpfe und kitzelte sie, bis die beiden sich vor Lachen kaum halten konnten.

Lilys schönste Kindheitserinnerungen waren die Nachmittage, die sie mit ihrer Mutter und Jane am Strand der Narragansett Bay verbrachte, während ihr Vater Segelunterricht erteilte. Im Mai und Juni war dies zu ihrem Ritual geworden. Knabbersachen, Bücher, Decken. An einen Tag erinnerte sie sich ganz besonders.

Jane hatte sich Schuhe und Strümpfe ausgezogen und wartete bis zu den Knien ins Wasser, während Lily und ihre Mutter am Strand saßen und lasen. Eine halbe Meile entfernt segelten acht Dingis munter in der Bucht. Ein wohlhabender ehemaliger Schüler hatte der Schule die Flying Juniors – oder die FJs, wie ihr Vater sie nannte – gestiftet, damit die Schule eine wettbewerbsfähige Segelmansschaft aufbauen konnte. Auf dem Pier schrie eine Möwe. Der Wind frischte auf. Die schaumgekrönten Wellen liefen auf den Strand zu, eine nach der anderen.

Carol Webb hatte die Beine untergeschlagen und den blauen Faltenrock über die Knie gezogen. Sie hatte sich ihr Buch auf den Rock gelegt und war in ihre Lektüre vertieft. Lily hatte sich ihre Schultasche als Stütze in den Rücken gestellt und las *Im Tal der Puppen*. Ihre Mutter hatte es ihr erlaubt, vorausgesetzt, dass Lily sich die Kritik ihrer Mutter über die allseits bestehende männliche Vorherrschaft und deren Auswirkungen auf das Leben von Frauen anhörte. Dazu war Lily bereit, aber als Carol Webb das Thema lesbischer Sex ansprach, das auch im Roman vorkam, erhob Lily Einwände.

»Wir dürfen nicht engstirnig sein, Lily. Nicht jeder ist heterosexuell. Schon immer hat es lesbische Liebe gegeben. Ich kannte einmal zwei Frauen, als ich in Pembroke war, die ein Liebesverhältnis hatten, und es schien niemanden zu stören. Einmal kam Pams Mitbewohnerin ins Zimmer, als die beiden gerade ...«

»Mom! Hör auf!«

Erst jetzt bemerkten Lily und ihre Mom, dass Jane ein Dingi ins Wasser gezerrt hatte und bis zum Ende des Piers gepaddelt war. Sie stand in dem schaukelnden Holzboot und deklamierte.

»Was macht sie da?«

Sie sahen zu Jane hinüber, die mit beiden Armen winkte.

»*Ich danke den Göttern, so es sie gibt / für meine unersättliche Seele*«, rief Jane übers Wasser.

Ihre Mom schmunzelte. »Sie zitiert Henley, oder zumindest denkt sie das. Es heißt uneinnehmbare Seele, nicht unersättliche. Aber vielleicht passt diese Version besser zu unserer Jane«, sagte Mrs. Webb. Das konnte nur Lily hören. Dann rief ihre Mutter mit lauter Stimme: »Zieh dir die Rettungsweste an!«

Carol Webb beobachtete ihre junge Tochter, die sich jetzt vornüberbeugte und eins der Ruder in die Halterung zu legen versuchte, während sie sich die orangefarbene Rettungsweste über die rechte Schulter warf. Lily stand auf und sah zu Jane hinüber. Es war zu erwarten, dass das Boot kentern würde, und als es kippte, verschwand Jane im Wasser. Im nächsten Moment sprang die Rettungsweste an die Oberfläche. Aber Jane war nicht zu sehen.

Mit raschen Bewegungen stieß ihre Mutter sich die Schuhe von den Füßen, knöpfte den Rock auf, ließ ihn fallen und rannte zum Wasser. Der Wind trug den Duft ihres Parfums – Gardenie und Jasmin – davon.

Lily sah sich um. Manchmal schauten die Mönche vom Strand aus den Schülern beim Segeln zu. Lily wusste nicht, ob sie wegen der unzüchtigen Aufmachung ihrer Mutter besorgt sein oder eher Angst haben sollte, dass Jane ertrinken könnte. Beide Mädchen konnten Wassertreten, das hatte ihre Mutter ihnen beigebracht.

Lilys Mutter schwamm mit kräftigen Zügen zu dem kiel-

oben treibenden Boot und tauchte darunter hindurch. Lily war nervös. Es vergingen ein paar Momente, bevor ihre Mutter wieder auftauchte, das Haar klebte ihr nass am Kopf. Sie schwamm zum Strand zurück und sah verärgert aus.

Im nächsten Moment entdeckte Lily ihre Schwester, die um den Bug herumkam und sich an ihm festhielt. Jane schob das Boot vor sich her und trieb sich mit strampelnden Beinen voran, bis sie zum Strand kam. Pitschnass stieg sie aus dem Wasser.

Pater Thomas hätte sich den peinlichen Anblick von Carol Webb in nasser Nylon-Unterwäsche und weißer, an der Haut haftender Bluse ersparen können, wäre er einen Moment später gekommen. Wahrscheinlich hätte er sich diskret abgewandt, wenn Jane nicht das Bedürfnis gehabt hätte, sich zu rechtfertigen.

»Ich übe den Schildkrötenstil. Sagen Sie meiner Mutter, was für ein wichtiger Schwimmstil das ist«, rief Jane ihm zu, den Blick zum Cliff gerichtet.

Thomas, dessen strenge schwarze Robe sich im Wind bauschte, rief mit seinem tragenden Bass: »Das stimmt, Jane, aber es wäre besser gewesen, du hättest den anderen gesagt, was du vorhast!«

Mit Blick auf Jane sagte Mrs. Webb: »Zu wissen, was zu tun ist, wenn ein Boot kentert, gibt einem Sicherheit, da hast du recht. Aber nächstes Mal sagst du mir rechtzeitig Bescheid.«

Als sie im Gänsemarsch durch die Wiesen zurück zu ihrem Haus gingen, trug Carol Webb ihre Schuhe in der Hand und hielt den Leinenbeutel mit dem Knabberzeug und den Büchern eng an sich gepresst, um ihre immer noch nasse Bluse zu bedecken. Jane ging am Schluss. Bevor sie zum Haus kamen, drehte Lily sich zu ihrer Schwester um und sagte: »Du bist so ein Unruhestifter. Außerdem heißt es nicht unersättlich, sondern uneinnehmbar. Da ist ein großer Unterschied.«

»Das weiß ich«, sagte Jane.

»Und – was bedeutet unersättlich?« Als ihre Schwester nicht antwortete, sagte Lily: »Hungrig, immer hungrig.«

Jane dachte einen Moment lang nach, dann rief sie ihrer Mutter zu: »Mom, kann eine Seele hungrig sein?«

Mrs. Webb blieb stehen, sodass Lily beinahe mit ihr zusammengeprallt wäre, und richtete den Blick in die Ferne.

»Bestimmt«, sagte sie, ohne den Kopf zu wenden. »Aber das muss ein verheerendes Gefühl sein.«

Als Jane und Lily abends in ihren Betten lagen und ihre Mutter ins Zimmer kam, um mit ihnen zu beten und gute Nacht zu wünschen, wollte Lily unbedingt *Im Tal der Puppen* zu Ende lesen, bevor sie das Licht ausmachen mussten.

»Es ist so traurig. Alle Frauen in dem Buch, Jennifer und die anderen, nehmen Beruhigungsmittel und Schlaftabletten«, sagte Lily.

»Traurig ist ja, dass ihr Leben von Männern bestimmt wird. Kein Mensch ist wirklich frei, freier Wille ist eine Illusion, aber je mehr Möglichkeiten und Öffnungen sich uns bieten, desto mehr haben wir auch unser Leben selbst in der Hand. Darum geht es in der Frauenbewegung«, erklärte Mrs. Webb.

»Was meinst du mit Bewegung?«, fragte Jane.

»Es ist so etwas wie die Bürgerrechtsbewegung, oder als Frauen für das Wahlrecht gekämpft haben. Wenn eine Gruppe von Menschen eine Veränderung fordert.«

Jane überlegte einen Moment. »Vielleicht sollte man es besser eine Revolution nennen«, sagte sie dann.

»Im Patriarchat ging es immer schon darum, über das Leben von Frauen zu bestimmen«, sagte Mrs. Webb und zog die Steppdecke über Jane. Lily wollte wissen, ob es auch gute Männer gebe. »Ein paar gute Männer gibt es«, antwortete ihre Mutter. »Zum Beispiel Fred Rogers.«

Mrs. Webb nannte Mr. Rogers immer »Fred Rogers«. Als

die Mädchen noch jünger waren, sagte sie jedes Mal, wenn es Zeit für seine Show war: »Fred Rogers fängt gleich an.«

»Er setzt seine Kreativität und seine Führungsqualitäten dafür ein, etwas im Leben von Kindern zu erreichen. Wisst ihr noch, wie er einen Schwarzen Polizisten in seinen Swimmingpool eingeladen hat? Es ging nicht nur darum, Kindern zu zeigen, wie man freundlich zu anderen ist, er griff auch Rassenvorurteile auf.«

»Und Daddy?«, fragte Lily. »Ist er einer von den Guten?«

Mrs. Webb lächelte. »Aber ja. Das versteht sich von selbst.«

Jeden Abend absolvierte Mrs. Webb dasselbe Ritual. Nachdem sie mit ihren Töchtern gebetet hatte, beugte sie sich über sie und küsste jede auf die Stirn. Dann erwähnte sie für jede der Töchter etwas, womit sie ihr an dem Tag eine Freude gemacht hatte oder was sie mit Stolz erfüllt hatte. »Ich habe gesehen, dass du der älteren Frau im Geschäft heute die Tür aufgehalten hast. Das war sehr freundlich von dir.« Oder: »Du weißt, wie sehr mir deine lustigen Geschichten gefallen.«

Als sie am nächsten Tag nach der Schule die Snacks für den Nachmittag am Strand zusammenpackten, schien Jane plötzlich etwas einzufallen, das am Vormittag passiert war. Ihr Gesicht wurde ernst. »Ich weiß, was mit den Hexen von Salem passiert ist«, sagte sie und sah ihre Mutter an. »Es war das Patriarchat.« Carol Webb verkniff sich ein Lachen und nickte.

»Mom, deshalb ist es umso wichtiger, dass ich das Boot allein zum Strand schieben kann.«

Mrs. Webb spürte Stolz in sich aufkommen, aber sie konnte nicht vorhersehen, wie genau ihre jüngere Tochter soziale Veränderungen registrieren würde. Eine Woche nach dem Vorfall mit dem Boot eröffnete die Nationalgarde von Ohio Feuer auf eine Versammlung von Studenten am Kent State College, die gegen den Vietnamkrieg protestiert hatten, und tötete vier von ihnen. Das Ereignis hinterließ in Jane tiefe Spuren. Als sie aus

der Schule kam, weinte sie und fragte: »Kommen die Soldaten auch zu St. Philomena und schießen auf uns?« Für mehrere Wochen nach dem Vorfall am Kent State ging Jane in den Pausen nicht hinaus, sondern half stattdessen Schwester Mary Agnes dabei, die Tafeln zu putzen und Briefe in Umschläge zu stecken.

In dem Jahr gab es weitere Proteste, die das Leben der Kinder prägten. Als sie an einem Abend im August zu Bett gingen, glaubte Jane zu verstehen, dass ihre Eltern über etwas sprachen, das Lily und sie nicht hören sollten. Sie ging ins Badezimmer, wo Lily sich die Zähne putzte.

»Mom tritt in den Streik«, flüsterte Jane ihrer Schwester zu.

Lily, der die Zahnpasta vorm Mund schäumte und übers Kinn floss, sagte: »Was meinst du?«

Jane legte den Finger auf die Lippen und zog sich das Nachthemd an. Beide Mädchen trugen ärmellose Baumwollnachthemden mit Rüschenkragen. Sie setzten sich auf die oberste Stufe, um besser hören zu können, worüber ihre Eltern sprachen.

»Das hast du von mir gewusst, als wir geheiratet haben, Martin«, sagte Mrs. Webb.

»Das meinst du nicht im Ernst«, sagte ihr Mann.

»Du überraschst mich. Du hast Frauenrechte immer unterstützt.«

»Aber Carol. Das könnte mich meine Stelle kosten.«

Mrs. Webb lachte.

»Schließlich geht es bei der Demonstration um Abtreibung.«

»Und was willst du damit sagen?«, fragte Mrs. Webb.

»Wenn die Mönche das erfahren?«

»Es geht nicht nur um das Recht, über den eigenen Körper zu bestimmen – es geht auch um gleiche Bezahlung und Zugang zu Kinderversorgung.«

»Warum nennen sie es denn einen Streik?«

»Es ist eine politische Aktion, mit der man den Menschen bewusst machen möchte, dass es um Arbeit und Gleichberechtigung geht. Denk doch nur, Martin, es wird die größte Protestaktion von Frauen in den letzten fünfzig Jahren sein: Kellnerinnen, Sekretärinnen, Schriftstellerinnen, Mütter. Ich hoffe, jemand wird so vernünftig sein und dafür sorgen, dass es keine rein weiße Veranstaltung –« Bevor sie zu Ende sprechen konnte, wurde sie von ihrem Mann, der sichtlich erregt war, unterbrochen.

»Wie willst du das den Mädchen erklären? Und was ist mit Jane und ihren Albträumen seit den Schüssen in Kent?«

»Ich würde es gern so sagen: Wenn wir keine Demonstration veranstalten und die Gesellschaft sich nicht verändert, dann wird Jane, wenn sie älter ist, in der Welt da draußen mit noch schlimmeren Albträumen konfrontiert. Ich könnte Lily mitnehmen. Es wäre eine gute Erfahrung für sie«, sagte Carol Webb ganz sachlich.

Als Lily das hörte, presste sie die Hände zusammen und sagte tonlos:

»Lass mich bitte gehen, lieber Gott, lass mich gehen, bitte.«

»Der Bus fährt um fünf Uhr. Um neun sind wir in New York.«

»Wer soll die Mädchen wecken und ihnen das Frühstück machen?«

»Es ist ein Streik, Martin. Darum geht es ja gerade.«

Eine Woche später marschierte Mrs. Webb mit Tausenden von anderen Menschen – in der Mehrheit Frauen, aber auch einigen Männern – auf der Fifth Avenue zum Bryant Park, wo Betty Friedan erklärte: »Dies ist kein Krieg im Schlafzimmer, dies ist eine politische Bewegung.« Am Abend desselben Tages in Portsmouth bat Mr. Webb seine Töchter nach einem Essen, das aus überbackenem Käsetoast bestanden hatte, beim

Abwasch zu helfen. Lily stand sofort auf, räumte den Tisch ab und füllte das Becken mit warmem Spülwasser. Mr. Webb war ins Wohnzimmer gegangen, um die Abendzeitung zu lesen, während Jane am Tisch sitzen blieb und ihre Matheaufgaben machte.

»Jane, steh bitte auf und hilf deiner Schwester.«

Ohne aufzusehen, sagte Jane: »Ich bin auch im Streik.«